

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 10

Artikel: Im Reiche des Sonnengottes : Reise durch Ecuador und das östliche Peru [Fortsetzung]
Autor: Hintermann, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

Von Dr. H. Hintermann.

(Fortsetzung.)

7. Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Urbevölkerung des Hochlandes.

Bevor wir unsere Reise über die Ostfordillere nach dem Tieflande des Napo und des Amazonas fortsetzen, sei mir gestattet, etwas eingehender bei den Sitten und Gebräuchen der Urbevölkerung des Hochlandes zu verweilen.

Eine solche Schilderung in einem vorwiegend völkerkundlich orientierten Reisewerk, wie es diese Beschreibung sein will, rechtfertigt sich aus verschiedenen Gründen. Erstens sind die Sitten und Gebräuche der Urbevölkerung der Hochebenen Ecuadors an sich interessant, zweitens öffnen sie das Verständnis für gewisse Vorstellungen und Gebräuche der heutigen indianischen Bevölkerung des Hochlandes und drittens endlich zeigen sich in ihnen, wie wir in einem späteren Kapitel noch sehen werden, wertvolle Zusammenhänge mit der Denkweise und den Sitten gewisser heute noch wenig bekannter indianischer Stämme im Quellgebiet des Napo und der benachbarten Ströme.

Die verschiedenen Hochbecken zwischen den beiden Ketten der ecuadorianischen Anden gehören zu den Gebieten alter und zum Teil recht hoher Kultur. Als zur Zeit der Entdeckung die ersten Spanier in diese Gegenden eindrangen und das heutige Ecuador 1532 mit Peru durch Francisco Pizarro erobert wurde, fanden sie auf den Hochflächen zwei noch deutlich von einander verschiedene Bevölkerungsgruppen vor: erstens die um 1450, also nur

kurze Zeit vor der Entdeckung, von Peru her eingedrungenen Inkas als die herrschende Rasse, und zweitens die von diesen unterworfenen Urbevölkerung. Nach den neuesten Untersuchungen Rivets, des verdienstvollen Mitarbeiters der französischen Gradmessungskommission, läßt sich nun die letztere in sechs verschiedene Stämme gruppieren, die sich von Norden nach Süden folgendermaßen verteilten: 1. die Pastos, 2. die Caras, 3. die Latacungas, 4. die Puruhaes, 5. die Canaris und 6. die Paltas.

Da sich die Eroberung des Landes von Süden her und nur allmählich vollzog, so leuchtet ohne weiteres ein, daß sich der Einfluß der Eroberer auf Sitten und Gebräuche der Unterworfenen umso weniger geltend machen konnte, je weiter nördlich diese letzteren wohnten. Wenn man nun bedenkt, daß die Inka-Herrschaft in Ecuador dort, wo sie am längsten bestand, kaum ein Jahrhundert dauerte und im äußersten Norden überhaupt nur einen Drittel dieses Zeitraumes wirksam war, so könnte man leicht zu der irrigen Auffassung kommen, daß dieser Zeitraum zu einer völligen Veränderung der bestehenden Sitten kaum ausgereicht habe. Dies anzunehmen, wäre jedoch ein Irrtum, weil die Inkas zum Teil systematisch darauf ausgingen, den unterworfenen, kulturell meist tiefer stehenden Völkern ihre religiösen und politischen Einrichtungen aufzuzwingen, und weil sie sich bei diesem Vorgehen ganz besonders wirksamer Methoden bedienten. Infolgedessen hält es heute schon ziemlich schwer, festzustellen, was von den Sitten und Gebräuchen der Urbevölkerung ursprüngliches Gut war und was ihr durch die fremden Eroberer aufgezwungen

Titelbild: Ausgrabungsfunde aus dem alten Ecuador.

wurde. Dies gilt insbesondere von dem Sonnenkultus, der nicht nur bei den Inkas und einzelnen Stämmen der Urbevölkerung Ecuadors, sondern auch in Gebieten außerhalb des Inka-Reiches nachgewiesen wurde.

Bei der Betrachtung der ältesten uns bekannten Stämme der Hochebenen Ecuadors finden wir im äußersten Norden, an der Grenze des heutigen Kolumbien, zunächst die bereits erwähnten Pastos. Über die Sprache dieses interessanten Stammes wissen wir leider nichts, als daß sie nicht nur verschieden war von dem später durch die Inkas eingeführten Ketschua, sondern auch verschieden von den Idiomen der anderen fünf ältesten Stämme des Hochlandes. Die einzigen Sprachdenkmäler, die uns erhalten blieben, sind eine Anzahl Orts- und Flußnamen, die meist auf die charakteristische Endsilbe quer oder queres ausgehen. Beispiele hierfür sind Tuqueres, Mayasquer, Cuaiquer u. a.

Zurzeit der Entdeckung des Landes durch die Spanier waren die Pastos zwar ein immer noch großer und volkreicher Stamm, aber in ihrer Kultur und ihrem äußeren Ansehen schon arg heruntergekommen. Ähnlich der heutigen indianischen Bevölkerung des Hochlandes waren sie von einer geradezu abstoßenden Unsauberkeit. Ohne Bosheit, aber feige, wurden sie von ihren Nachbarn verachtet und unterdrückt. Sie verzehrten, wie noch heute verschiedene tieffstehende Stämme Südamerikas, ihr eigenes Ungezieser, und von den Inkas wissen wir, daß sie sich von den Pastos als Tribut alljährlich ein bestimmtes Quantum Läufe abliefern ließen. Ob diese zwar gut gemeinte, aber doch etwas sonderbare Entlausungsmethode ihren Zweck erreicht oder gerade das Gegenteil bewirkt hat, bleibt freilich dahingestellt. Die Häuser der Pastos waren kreisförmig und besaßen einen Durchmesser von acht bis zehn Metern. Die Wände bestanden aus Lehm, und die Bedachung lieferte das Paramo-gras.

Die Grundlage ihrer Ernährung bildete der Mais; auch wissen wir, daß bei ihnen, wie bei allen ecuadorianischen Stämmen zurzeit der Entdeckung, die Sitte oder Unsitte des Koka-Krauens verbreitet war. Als Koka bezeichnet man die getrockneten Blätter von *Erythroxylon Coca*, eines etwa zwei Meter hohen Strauches, der mit seinen kleinen weißen Blüten und seinen glänzend grünen Blättern auffallend un-

serem einheimischen Schwarzdorn ähnlich sieht. Die Blätter des Kokastrauches enthalten das sogenannte Kofain, dessen wichtige arzneiliche Wirkung Sigmund Freud 1884 zuerst festgestellt hat. Von den Indianern der Anden werden die Blätter schon seit den ältesten Zeiten, mit ungelöschtem Kalk oder Asche gemischt und zu Kügelchen geballt, gekaut. Dieses Mittel ermöglicht ihnen das Ertragen außergewöhnlicher Strapazen, ohne daß sich dabei ein Bedürfnis nach Speise oder Trank geltend macht. Als Urheimat des Kokastrauches müssen vor allem die Täler am Ostabhange der Ostcordillere, in der Nähe des Äquators, angesehen werden. Erkennbar sind die Kokablätter an den beiden merkwürdigen Blattrippen, die an der Unterseite sichtbar sind und in geringem Abstand nahezu parallel zur Mittelrippe verlaufen.

Die Sitte des Kokafragens war jedoch keine spezifisch ecuadorianische. Als die Konquistadoren in Peru eindrangten, fanden sie daselbst fast überall, wo Klima und Boden hierfür geeignet waren, schon ausgedehnte Pflanzungen des Kokastrauches vor. Bei den Inkas hatte die Koka nämlich etwas Geheiligtens und Geheimnisvolles. Der Strauch wurde bei ihnen von Staats wegen angebaut, und die Koka durfte bei keiner Festlichkeit und keinem Opfer fehlen. Bei allen Zeremonien, sowohl den kriegerischen als den religiösen, wurde sie gebraucht, teils zum Räuchern bei den großen Opfern an den Hauptfesten, teils als Opfer selbst. Während des Dienstes im Sonnentempel kauten die Priester Koka; auf keiner Arbeit, die ohne Koka begonnen wurde, ruhte Segen, und dem Strauche selbst wurde göttliche Verehrung erwiesen.

Diese enge Verbindung mit der heidnischen Religion und ihrem Aberglauben hat, wie Rivet berichtet, zur Folge gehabt, daß die katholischen Priester die Sitte des Kokafragens aufs schärfste bekämpften. Der Gebrauch der Koka durch die Indianer wurde verdammt und verboten. Im Jahre 1567 erklärte eine Kirchenversammlung die Koka für einen „wertlosen Stoff, der zum Mißbrauch geeignet sei und den Aberglauben der Indianer nähre; und ein königliches Dekret vom Jahre 1569 verdamnte die Vorstellung, daß die Koka Kraft gebe, als ein „Blendwerk des Teufels“. In einem Briefe, den Pater Antonio de Zuniga an Philipp II.

von Spanien richtete, wies er vor allem darauf hin, daß die Sitte des Kofakauens, die nur auf heidnischem Aberglauben beruhe, eine Gefahr für den christlichen Glauben bedeute. In sehr scharfsinniger Weise machte er darauf aufmerksam, daß es zweckmäßiger sei, den Kampf gegen das Übel in Ecuador zu beginnen, weil in diesem Lande die Spanier noch nicht wie in Peru eigene große Kofapflanzungen angelegt hätten, um die Blätter mit großem Gewinn an die Eingeborenen zu verkaufen.

Diese letztere Bemerkung Pater Zunigas gibt nach Rivet eine zureichende Erklärung für den merkwürdigen Umstand, daß die Sitte des Kofakauens in Ecuador so gut wie vollständig ausgerottet werden konnte, während sie in Peru bis auf den heutigen Tag bestehen blieb. Dies war dort um so eher möglich, als es auch innerhalb der Geistlichkeit nicht an Leuten fehlte, die der Kofakultur durchaus sympathisch gegenüberstanden. Zu den wärmsten Verteidigern der Pflanze gehörte der Jesuit Don Antonio Julian, der in seinem „Perla da America“ betitelten Werke klagt, daß die Kofa nicht statt des Kaffees und des Tees nach Europa eingeführt werde. „Es ist traurig,“ schreibt er, „daran zu denken, daß sich der Arme in Europa dieses Mittel gegen Hunger und Durst nicht verschaffen kann und daß unsere Arbeiter bei ihren langdauernden Anstrengungen der Erquickung durch diese stärkende Pflanze entbehren müssen.“

Doch kehren wir nach diesen Betrachtungen über den Kofagenuß und sein Verschwinden in Ecuador zu den Pastos zurück. Ihnen eigentümlich und in verschiedener Hinsicht interessant war die Art und Weise, wie sie ihre Toten begruben. Die spanischen Eroberer geben uns zwar in dieser Hinsicht keinerlei Anhaltspunkte. Allein die Ausgrabungen, die von der französischen Gradmessungskommission in den Jahren 1899—1906 vorgenommen wurden, haben hierüber genügend Klarheit verschafft. Wie noch heute die Yumo-Indianer am oberen Napo, begruben auch die Pastos ihre Toten in den Hütten selbst und zwar häufig zu beiden Seiten des Einganges. Dabei ist es wahrscheinlich, daß die Überlebenden, wie dies bei den Yumbos und Zaparos heute noch geschieht, das Haus nachher vorübergehend oder dauernd verließen. Die Gräber selbst waren sogenannte Schacht- oder Brunnengräber, die an der tief-

sten Stelle häufig noch seitliche Galerien oder Gänge aufwiesen.

Die Pastos müssen übrigens wie die meisten ecuadorianischen Stämme an ein Fortleben nach dem Tode geglaubt haben, denn abgesehen von den sonstigen Grabbeigaben fanden sich



Kofastrauch: Zweig mit Blüten.

neben den Toten auch regelmäßig Küchengeräte, Lebensmittel und sogenannte „Chicha“, d. h. Maishier. Gewisse Funde beweisen ferner, daß mit den Häuptlingen auch eine Anzahl Frauen und Diener mitbegraben wurden. Im allgemeinen müssen jedoch die religiösen Vorstellungen der Pastos wenig entwickelt gewesen sein, denn sie besaßen keine Götterbilder wie etwa die Inkas oder andere höher stehende Völker der Anden; immerhin fanden sich unter ihnen stets auch einige Zauberer.

Die oft sehr reichen Grabbeigaben, namentlich an Edelmetallen, die man im Hochlande Ecuadors und Perus findet, hatten natürlich zur Folge, daß auch unter den Einheimischen sich zahlreiche Grabsucher, sog. Huaqueros, finden. Diese Leute entwickeln bei ihrer Arbeit eine große Geschicklichkeit, so daß auch Archäologen von Fach gerne ihre Hilfe in Anspruch nehmen.

Die Huaqueros bedienen sich, um den Boden zu durchforschen, meist eines eisernen Stabes, der T-förmig am Ende eines hölzernen Stieles befestigt wird. An der größeren oder geringeren Leichtigkeit, mit der sich das Eisen in den Boden drücken läßt, erkennen sie die Stellen, an denen der Boden früher gelockert wurde. Die Brunnengräber erkennt man oft auch rein äußerlich an einer kreisrunden Vertiefung des Bodens, die ihre Entstehung einer Senkung der bei der Grabanlage aufgelockerten Erde verdankt. Daß die Huaqueros bei ihrem Suchen sich vielfach auch von abergläubischen Vorstellungen leiten lassen, ist weiter nicht verwunderlich, wenn man den oft völligen Mangel irgendwelcher Bildung dieser Leute in Berücksichtigung zieht. So ist z. B. wie Rivet berichtet, unter den Huaqueros und den Einheimischen überhaupt der Glaube verbreitet, daß in dunkeln Nächten, besonders zur Zeit des Neumondes, Flammen aus dem Boden kämen, an den Stellen, wo sich die vorkolumbianischen Gräber finden. Wenn diesem Glauben wirkliche Beobachtungen zu Grunde liegen, so könnte es sich höchstens um die Entstehung und Entzündung eines Gases ähnlich dem Sumpfgas handeln. Nach dem Glauben der Eingeborenen verrät eine weißliche Flamme, daß das Grab Silbergeräte, eine mehr gelbliche dagegen, daß es Goldschätze enthalte. Teilt sich die Flamme in mehrere Zungen, die eine gewisse Höhe erreichen, so kann nach der landläufigen Auffassung auf besonders reiche Grabbeigaben geschlossen werden.

Eine oft nicht unwesentliche Schwierigkeit, die nötigen Leute für die Ausgrabungen zu gewinnen, bereitet dem Wissenschaftler auch der bei den Einheimischen weit verbreitete Glaube, daß die Gegenstände, die sich in Brunnen- oder Schachtgräbern finden, Dämpfe ausströmen, die sie als „Antimonio“ bezeichnen und die die Haut entzünden oder verbrennen sollen. Beteiligten sie sich trotz dieser Furcht an einer Ausgrabung, so führen sie immer einen Topf Wasser bei sich, mit dem sie die zu Tage gefördertsten Gegenstände, bevor sie sie ergreifen, reichlich begießen. Immerhin tragen sie dabei Sorge, nicht das ganze Grab zu durchnässen, weil sonst nach ihrem Glauben dadurch alle noch nicht behobenen Schätze sofort verschwinden würden.

Solche und ähnliche abergläubische Vorstel-

lungen bezüglich alter Gräber finden sich noch heute zum Teil in überraschender Übereinstimmung nicht nur bei den Indianern Ecuadors, sondern auch in Kolumbien und am Paraguah. Bemerkenswert ist übrigens, daß die Indianer der Hochanden Ecuadors bei der Plünderung antiker Gräber, abgesehen von den erwähnten abergläubischen Vorstellungen, keinerlei Gewissensbisse empfinden, da es sich ja nicht um Christen, sondern nur um sog. „Infieles“, d. h. Ungläubige, handle. Im Gegensatz dazu wird die Verletzung eines modernen Grabes allgemein als schweres Verbrechen angesehen.

Von besonderem Interesse in der Geschichte der Pastos ist der Umstand, daß der Bruder des Inka-Königs Huayna-Capac kaum mit seinen Truppen in die im Norden liegende Stadt Pasto selbst eingedrungen war, als ihn die Nachricht von dem ersten Erscheinen der Spanier an der ecuadorianischen Küste plötzlich zurückrief. Dieser Umstand allein erhellt zur Genüge, daß die vollständige Unterwerfung der Pastos unter die Herrschaft der Inkas jedenfalls nur kurze Zeit gedauert haben kann.

Im Gegensatz zu diesem nördlichsten der ecuadorianischen Stämme hatten dessen südliche Nachbarn, die im Becken von Quito wohnenden Caras, zur Zeit der Entdeckung bereits ihre eigene Sprache verloren und das von den Inkas eingeführte Ketschua angenommen. Obschon von Natur tapfer und streitbar, hatten sie sich doch der überlegenen Kriegskunst des peruanischen Eroberervolkes nicht gewachsen gezeigt. Immerhin setzten einzelne Stämme der Caras den eindringenden Inkas während nicht weniger als siebzehn Jahren einen erbitterten Widerstand entgegen, und erst nach einem furchtbaren Blutbade bei Jaguarcocha (d. h. Blutsee), in dem alle kampffähige Mannschaft dieser Stämme vernichtet wurde, gelang es den Eroberern, ihre Herrschaft über das Volk der Caras dauernd zu befestigen. Nicht ganz abgeklärt ist nach Rivet die Frage, ob die in der Gegend der heutigen Hauptstadt Quito ansässigen Quitus zu den Caras zu rechnen sind, oder ob sie als deren Vorläufer betrachtet werden müssen.

Merkwürdigerweise besaßen die Quitus eine Sintflutsage, die trotz ihrer offenkundigen Beeinflussung durch die biblische Legende gewisse Züge aufweist, die auf ein sehr hohes Alter hindeuten.

Der Inhalt dieser Sintflut Sage ist folgender: Der erste Mensch, mit Namen Pacha, besaß drei Söhne. Diese waren sehr kriegerisch und da sie mit niemand kämpfen konnten, griffen sie die Riesenschlange an und durchbohrten sie mit Pfeilen. Um sich dafür zu rächen, spie die Riesenschlange fortgesetzt so viel Wasser aus ihrem Mund, daß allmählig die ganze Erde davon überschwemmt wurde. Um dieser Sintflut zu entgehen, bauten Pacha und seine Söhne auf dem Gipfel des Vulkans Pichincha ein Haus, in dem sie eine Menge Tiere und Lebensmittel unterbrachten. Nach vielen Tagen ließ Pacha einen „Ullaganga“, d. h. einen rabenähnlichen Vogel fliegen. Allein die Eingeschlossenen warteten umsonst auf dessen Wiederkehr, denn der „Ullaganga“ fand reichlich Nahrung in den Kadavern der durch die Sintflut umgekommenen Tiere. Pacha ließ nun einen zweiten Vogel fliegen, der mit einem grünen Zweige im Schnabel zurückkehrte. Hierauf stiegen alle Bewohner des Hauses in die Ebene von Quito hinunter, von wo sie allmählich die angrenzenden Provinzen bevölkerten.

Auch in den Mythen und abergläubischen Vorstellungen der eigentlichen Caras spielt die Riesenschlange eine bedeutsame Rolle. So glaubten sie, daß im Tale Pimampiro eine Schlange mit furchtbar großen Augen lebe. Dieses Tier, das auf dem Haupte eine Tonsur trug, konnte sich selbst derart in die Länge strecken, daß es einen ganzen Tag brauchte, um einen Weg zu überqueren. Der bloße Anblick dieser fürchterlichen Schlange war gewöhnlich tödlich. Wollte der Indianer trotzdem mit dem Leben davonkommen, so mußte er nach der Begegnung ins tiefste Walddickicht fliehen und dort nach dem Genuß von Koka und Salz eine ganze Woche sich jeder Nahrung enthalten. Die Familie des Unglücklichen führte ihn dann, nach Ablauf dieser Frist meist mehr tot als lebend ins Dorf zurück.

Vor der Ankunft der Inkas verehrten die Caras den Himmel und die hohen schneebedeckten Gebirge. Auf die letzteren stiegen sie unter Führung ihrer Priester und brachten Opfer dar, wenn sie sich die Gottheiten günstig stimmen wollten. Einzelne Stämme verehrten auch die Riesenschlangen und die Pumas oder Silberlöwen, denen sie oft ihre Kriegsgefangenen opferten. Überhaupt scheint das Menschenopfer bei den Caras ziemlich allgemein ver-

breitet gewesen zu sein. Wenigstens wird berichtet, daß auch der König der Caras in Quito anlässlich der Inka-Invasion Kinder beiderlei Geschlechtes opfern ließ, um sich die Götter günstig zu stimmen.

Vor ihrer Unterwerfung durch die Inkas hatten die Caras selbst eine ganze Reihe benachbarter Gebiete erobert. Um ihre Neuerwerbungen zu sichern, errichteten sie jeweilen in den eroberten Provinzen viereckige Festungen mit einem oder zwei Stockwerken, in die man nur mit Hilfe beweglicher Leitern gelangen konnte. Im Zentrum der Festung befand sich ein Gebäude, das zur Aufbewahrung von Kriegsmaterial diente. In der Nähe des befestigten Punktes gründeten sie stets ein Dorf, in dem die Offiziere und die Regierungsstatthalter der neuen Provinz wohnten.

Charakteristisch für die Caras sind ihre Hügelgräber. Im Gegensatz zu den Pastos, die ihre Toten, wie wir sahen, im Hause selbst beerdigten, begruben die Caras die Leichen weit weg von jeder menschlichen Niederlassung. Der Tote wurde mitsamt seinen Waffen und Schmucksachen auf den Boden gelegt, und hierauf begannen seine nächsten Verwandten eine Mauer um ihn herum zu errichten. Diese wurde oben abgeschlossen durch eine Art Gewölbe, und auf das Ganze wurden hernach Steine und Erde geworfen, so daß ein Hügel entstand, der je nach der sozialen Stellung, die der Tote zu Lebzeiten eingenommen hatte, größer oder kleiner gemacht wurde. Die gewöhnlichen Leute aus dem Volk begrub man häufig sitzend. Dabei steckte man ihnen ein langes Bambusrohr in den Mund, das so geführt wurde, daß das andere Ende aus dem Grabhügel herauschaute. Von Zeit zu Zeit kamen dann die Witwe oder sonstige Verwandte und gossen dem Toten durch dieses Rohr Chicha, d. h. Maisbier, in den Mund. Dieser merkwürdige Brauch zeigt mehr als eine lange Abhandlung, welche große Rolle der Alkohol bei den Hochlandindianern lange vor der Ankunft der Europäer schon spielte.

Über die Form der Ehe bei den Caras geben die Berichte der spanischen Eroberer ziemlich einläßliche Auskunft. Der König oder Schri besaß nur eine rechtmäßige Gattin, daneben aber konnte er so viel Nebenfrauen haben, als ihm beliebte. Auch die Häuptlinge der einzelnen Stämme durften sich eine Mehrzahl von

Frauen halten; dagegen war die Vielweiberei dem Mann aus dem gewöhnlichen Volke unter- sagt. Ein gewisser Trost für diesen letzteren bestand darin, daß er eine Gattin, die ihm nicht mehr gefiel, verstoßen und dafür eine andere heiraten konnte.

In Übereinstimmung mit dieser Differenzierung im Eherecht wird uns die Staatsform der Caras als eine Monarchie mit stark aristokratischem Einschlag geschildert. Die Gewalt sowohl der Stammeshäuptlinge als auch des Königs vererbte sich unter Ausschluß der Töchter nur auf den Sohn. Immerhin mußte der neue König, bevor er den Titel eines Schri annehmen konnte, durch eine Versammlung der Adelligen anerkannt werden. Hielt ihn diese

für unfähig zur Regierung, so wählte sie an seiner Stelle einen der ihrigen zum König. In gleicher Weise entschied die Versammlung der Adelligen in Übereinstimmung mit dem Fürsten über alle wichtigen Fragen der Regierung, insbesondere stand ihr allein der Entscheid über Krieg und Frieden zu. Jede der drei Klassen der Gesellschaft besaß übrigens besondere Abzeichen, die sie schon rein äußerlich voneinander unterschieden. Die gewöhnliche waffenfähige Mannschaft trug eine einreihige Federkrone, die Häuptlinge und Adelligen eine zweireihige, und der König selbst schmückte sich mit einem großen Edelstein, einem Smaragd, der an der Stirne befestigt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nichtstuerin.

Ein altes Mütterlein hatte eine schöne Tochter. Weil aber die Mutter mit ihren müden Gliedern nicht mehr am Spinnrocken sitzen und den Faden drehen konnte, hieß sie ihre Tochter es tun. Diese war aber zu ihrem großen Kummer zu faul und zu träge zur Arbeit und sie brachte sie nicht dazu, einen Faden anzurühren. Eines Tages sollte das Mädchen wieder am Spinnrad sitzen, tat es aber nicht. Da geriet die Mutter in die größte Wut, nahm einen Stock, prügelte ihre Tochter und jagte sie zum Hause hinaus, indem sie noch ein Stück weit hinter ihr drein lief und schrie: „Ich will sie nicht mehr in meinem Hause; ich will sie nicht mehr.“

Eben in diesem Augenblick kam ein junger Mann des Weges gegangen, sah diesen Auftritt, hatte Mitleid mit dem Mädchen und sagte zu der alten Frau: „Was macht ihr mit diesem armen Geschöpf? Schämt ihr euch nicht, sie so zu behandeln?“ Die Alte erwiderte darauf schlagfertig, aber mit lügnerischen Worten: „Ach, sie hat einen argen Sehkopf, sie will nichts als den ganzen Tag am Spinnrocken sitzen und jetzt hab ich keinen Hanf mehr. Darum will ich sie nicht mehr, sie soll selber schauen, wer ihr Hanf und Flachs geben will!“ — „Und aus diesem Grunde schlagt ihr sie auf solche Art? Wo habt ihr denn euren Verstand? Gebt mir dieses Mädchen zur Frau, alsdann soll sie von mir Hanf bekommen, soviel sie nur will.“ Die Mutter, froh darüber, diese Faulenzlerin auf solche Weise loszuwerden, willigte sogleich ein. Nach kurzer Zeit führte der junge Mann

das Mädchen zum Altar und sie hielten Hochzeit. Dann brachte er die junge Frau in sein Haus, und als die Festlichkeiten vorüber waren, kaufte er ihr eine große Menge Hanf, damit sie nach Herzenslust das Spinnrad drehen konnte. Darob geriet die Frau ordentlich in Verlegenheit und Betrübnis, denn sie konnte und wollte nicht spinnen. Was sollte sie mit dem vielen Hanf nur anfangen?

Nach einiger Zeit sagte der Jungvermählte zu seiner Frau: „Morgen geh ich fort in die Welt hinaus, um zu verdienen, und bis ich in einem Jahre und einem Tag wieder komme, muß dieser Hanf zu lauter Faden gesponnen sein.“ — „Ja freilich,“ gab die Frau zur Antwort, „ganz recht, sei nur unbesorgt, bis übers Jahr will ich dir alles getreulich verarbeiten.“ Also nahm der Mann Abschied und zog in die Welt hinaus.

Sechs Monate vergingen seit seiner Abreise, und die junge Frau hatte noch kein einziges Mal den Spinnrocken in die Hand genommen. Bald waren auch sieben, acht, neun, zehn Monate verflossen, ohne daß die Faule nur eine einzige Spindel voll Faden gedreht hatte. Immer mehr plagte sie jetzt das Gewissen, je näher der Tag heranrückte, wo ihr Mann zurückkehren sollte; immer mehr geriet sie in Aufregung und Bekümmernis. Und wenn sie auch jetzt hätte spinnen wollen, so hätte ihr tatsächlich die Zeit gefehlt, noch rechtzeitig mit der großen Arbeit fertig zu werden und ihr Versprechen zu halten.

Eines Morgens kam ein Brief, worin ihr